



Ausgabe wöchentlich sechsmal.
Abonnementspreis pro Quartal 2 Mark
incl. Postprovision oder Abtrag.

Redaktion und Expedition:
Katharinenstraße 204.

Insertionspreis pro Spaltzeile
oder deren Raum 10 Pfg.
Annahme der Annoncen täglich bis 1 Uhr Mittags.

Nr. 238.

Donnerstag, den 9. Oktober 1884.

II. Jahrg.

* Parlamentsherrschaft.

Die Schwärmer für Parlamentsherrschaft gehen, soweit sie bei ihrem Bestreben nicht gerade die Absicht haben, selber ans Ruder zu kommen, davon aus, daß Parlamentsherrschaft gleichbedeutend sei mit Volksherrschaft. Das Volk wählt seine Vertretung, und wenn diese das Heft allein in den Händen hat, so ist es in Wirklichkeit das Volk, welches sich selbst beherrscht — so folgert man; aber richtig ist diese Folgerung nicht, wie ein Blick auf parlamentarisch regierte Länder lehrt. Macht das englische Volk die ägyptische Politik, ja ist es auch nur im Stande, derselben zu folgen? Der Abg. Richter hat neulich gesagt, es werde so viel Aufhebens von der auswärtigen Politik unseres Reichskanzlers gemacht; man könne dieselbe aber weder loben noch tadeln, denn man erfahre ja darüber nichts. Es ist wahr, das englische Parlament verwendet eine Menge Zeit darauf, die Regierung über ihre auswärtige Politik zu interpelliren, und die Vertreter der englischen Regierung geben auch immer ziemlich lange Auskünfte; aber bei alledem kennt sich die englische Volksvertretung viel weniger in der auswärtigen Politik des Gladstone'schen Kabinetts aus, als das deutsche Volk in der auswärtigen Politik Bismarck's. Wir glauben mit dieser Behauptung schwerlich auf Widerstand zu stoßen. Die Antworten, welche regierungsseitig den Interpellanten des englischen Parlaments ertheilt werden, sind, wofern sie nicht die Bestätigung einer offenkundigen Thatsache enthalten, entweder ganz allgemein oder nach dem Muster delphischer Orakelprüche gefaßt. Die englische Volksvertretung hat demgemäß in der auswärtigen Politik des Kabinetts Gladstone keinen anderen Antheil, als daß sie dem Premier eben das Vertrauen schenkt, welches demselben völlig freie Hand giebt. Das Volk ist gar nicht daran betheiligt. Aber wie ist es nun in der inneren Politik? Ist wenigstens hier Parlamentsherrschaft mit Volksherrschaft gleichbedeutend? Mit Nichten. Ja, man darf getrost behaupten, daß die Volksvertretung im parlamentarisch regierten Staate im Ausdruck ihrer freien Meinung beschränkter ist, als im konstitutionellen, d. i. in einem Staate, dessen Bevölkerung eine verfassungsmäßige fixirte Mitwirkung an der Ausbildung der Staatsgewalt gesichert ist. Denn im parlamentarisch regierten Staate ist die Parlamentsmehrheit gezwungen, das aus ihrer Mitte hervorgegangene Ministerium auch dann zu unterstützen, wenn sie das nicht ohne tiefgehende Bedenken kann, weil sie, wenn sie diese Unterstützung versagt, das Ministerium zum Sturz bringt und ihre eigene Herrschaft auf's Spiel setzt. In Deutschland kann eine regierungsfreundliche Partei auch einmal gegen die Regierung stimmen, wenn regierungsseitig etwas gefordert wird, dessen Genehmigung sie nicht verantworten mag. Hätten wir in Deutschland Parlamentsherrschaft, so hätte seiner Zeit das Tabaksmonopol bewilligt werden müssen oder an die Spitze der Geschäfte im deutschen Reich die Hände nicht mehr der größte Staatsmann unserer Zeit, der Fürst Bismarck. Auch die oppositionelle Minderheit ist in der Volksvertretung des parlamentarischen Staates weniger frei, als im konstitutionellen. Es ist für sie viel schwieriger, für eine auch von ihr als richtig anerkannte Regierungsmaßregel zu stimmen, sie würde damit ein Ministerium besetzen, auf dessen Sturz sie doch hinarbeitet. Im konstitutionellen Staate, wo der Monarch

in völliger Willensfreiheit die Minister ernennt, fällt diese Rücksicht. Wenn nun, wie gezeigt, im parlamentarischen Staate sogar die freie Entschließung der Volksvertretung größeren Einschränkungen unterliegt, wie im konstitutionellen, kann man da im Ernst behaupten, daß das parlamentarische Regime so recht eigentlich die Beherrschung des Volkes durch sich selbst sei?

Politische Tageschau.

Trotz der verhältnismäßigen kurzen Frist, welche uns von den Reichstagswahlen trennt, ist, von Ausnahmen abgesehen, trotz der angestrengtesten Versuche der Liberalen die Wahlbewegung in äußerlich ruhige Bahnen geblieben. Der Mangel aufregender Wahlparolen, wie sie die Zollerhöhungen von 1879 und mehr noch das Tabaksmonopol 1881 abgaben, macht sich offenbar fühlbar, die Zurückhaltung der gouvemenentalen Presse trägt gute Früchte. Inzwischen aber wäre es überaus unrichtig, sich durch den äußeren Gang der Wahlbewegung in trügerische Sicherheit wiegen zu lassen.

Bei etwaigen Stichwahlen in Berlin werden die Fortschrittler wenig auf die Arbeiterpartei zählen dürfen, trotz aller Chancen, die sie ihr machen. Wie zärtlich wurden die sozialdemokratischen Gegenkandidaten von den fortschrittlichen Wahlrednern behandelt, aber alle Liebesmüh' scheint umsonst zu sein. Bezeichnend für die Stimmung unter den Berliner Arbeitern ist u. A. der lebhafteste Beifall, den am Montag ein Redner in einer sozialdemokratischen Wählerversammlung fand, als er ausführte: der Führer der Deutsch-Freisinnigen, Eugen Richter, denke gar nicht daran, sich ernstlich an den positiven Arbeiten des Reichstages zu betheiligen; seine Haupttheorie bestehe in Angriffen auf den Reichskanzler, der jedenfalls bedeutend mehr geschaffen habe, als Herr Eugen Richter. Dabei werden den Sozialdemokraten gegenüber die durch den kleinen Belagerungszustand bedingten Beschränkungen strikte zur Anwendung gebracht; tagtäglich werden sozialdemokratische Wählerversammlungen polizeilich aufgelöst. Offenbar bringt allmählich die bessere Erkenntnis in den Arbeiterkreisen durch; sie beginnen einzusehen, daß ihren wirtschaftlichen Interessen auf dem Wege der Reform in vollem Maße Rechnung getragen werden kann und daß die verbündeten Regierungen den guten Willen und das Verständniß zur Lösung dieser Aufgabe haben.

Im niederösterreichischen Landtage kam es gestern gelegentlich der Forderung von 2000 Gulden Subvention für den deutschen Schulverein zu einer erregten Debatte zwischen Klerikalen und Liberalen. Letztere wehrten die Angriffe der Klerikalen in scharfer Weise ab und gingen dabei heftig gegen die Regierung vor. Die Summe wurde schließlich gegen 4 klerikale Stimmen bewilligt.

Um die von ihnen beantragte Wahlreform zu retten, haben die Czechen im böhmischen Landtage ihre Vorschläge bezüglich der Landgemein- und Städtewahlen fallen gelassen, wollten sich nun mit der Reform der Großgrundbesitzwahl zufrieden geben und boten als Tauschobjekt die Zustimmung zum Antrag Herbst auf nationale Theilung der Gerichtsbezirke mit der Modifikation, daß diese Theilung jedesmal erst auf Grund der betreffenden Bezirksvertretung oder der Mehrheit der Bevölkerung erfolgen solle. Die Deutschen bedankten sich aber für dieses gütige Entgegen-

kommen, welches den Czechen immer noch dauernd die Majorität im Landtag verschafft haben würde, hätte es Annahme gefunden. Der Landtag wird voraussichtlich, ohne daß es zwischen beiden Parteien zu einer Verständigung nach irgend einer Seite gekommen wäre, Ende dieser Woche geschlossen werden.

Der ehemalige konservative italienische Minister Bonghi veröffentlicht in der Monatschrift „Nuova Antologia“ einen Artikel, der großes Aufsehen erregt. Bonghi sagt, die Dreikaiserzusammenkunft sichere den europäischen Frieden für lange Jahre und mache Italiens Zustimmung zu der Allianz ebenso werthlos und gleichgültig als den Rücktritt von derselben. Italien habe von dem Bündniß nichts zu hoffen und nichts zu fürchten, deshalb müsse es seine Armee und seine Marine abrüsten und das Geld nützlicheren Zwecken zuwenden. Die angesehensten Journale Roms bekämpfen lebhaft jede Abrüstung, bezweifeln die lange Friedensdauer und bezeichnen die Ergebnisse der Kaiserrevue, über welche Italien keine offizielle Mittheilung erhielt, als zweideutig. Die Abrüstung von Heer und Marine müsse energisch fortgesetzt werden. Aus den Äußerungen der Presse scheint getränkte Eitelkeit zu sprechen.

Die russische Kommission für die Judenfrage unter Vorsitz des Grafen Pahlen ist gegenwärtig mit der Sichtung der Gutachten beschäftigt, welche die Regierungsorgane der Provinzen über die Zulassung der Juden zur Landwirtschaft erstattet haben. Die meisten sprechen sich für eine Erweiterung des Ansiedelungsrechtes aus, doch soll diese nur eine allmähliche sein. In Betreff der Erwerbung von Grundbesitz gehen die Meinungen auseinander. Ein Theil der Gutachten wendet sich entschieden dagegen und will auch von jüdischen Pächtern nichts wissen, ein anderer Theil erklärt sich dafür, will aber die Arrondirung untersagen, weil deren Zweck Ausbeutung des Landvolkes ist. Ein dritter Theil endlich verlangt für die Juden gleiches Recht mit allen übrigen russischen Unterthanen. Wie es scheint, wird die Lösung der Frage nicht zu Gunsten der Juden ausfallen.

Vor zwei Jahren kündigte die Türkei einen Theil der bestehenden Handelsverträge, darunter die mit Deutschland, Rußland und England. Die Verhandlungen wegen eines neuen Tarifs zogen sich lange Zeit hin, führten aber doch endlich zu einem positiven Resultat. Als dieses den einzelnen Regierungen zur definitiven Genehmigung unterbreitet war, erschienen dann aber ganz plötzlich vollständig neue und unerwartete Vorschläge der Pforte wegen nothwendiger Aenderungen in der Klassifikation der verschiedenen zur Einfuhr in die Türkei gelangenden Waaren, welche Vorschläge indeß die Billigung der betheiligten Mächte nicht fanden. Und so steht die Angelegenheit schon wieder in der Schwebel.

Gegenüber dem chinesischerseits veröffentlichten Faksimile des Vertrages von Tientsin mit dem angebliehen, von Fournier, dem französischen Unterhändler in China, vorgenommenen Streichungen, veröffentlicht das Journal des „Debats“ einen Brief Fourniers, in welchem es heißt: „Das Wort eines Ehrenmannes gilt ebenjowiel, wie das Faksimile der Sekretäre von Li-Hung-Chang. Ich hatte die Ehre, dasselbe vor zwei Monaten in die Hände des Konseilspräsidenten niederzulegen, das genügt für mein Gewissen. Was diejenigen

Die Unterhaltung wurde plötzlich durch den Eintritt Friedrich's abgebrochen. Alfred zog die Brauen zusammen; wenn er auch alles Andere vergessen wollte, das konnte er ihm nicht vergeben, daß der Bruder nicht die Ehre einer solchen Schwester energisch gewahrt, der frivolsten Wette Rabenau's nicht mit gerechter Entrüstung entgegengetreten war.

Friedrich sah die Blicke der Schwester und der Mutter voll ernster Besorgniß auf sich gerichtet; ein Zug der Berachtung umzuckte flüchtig und kaum bemerkbar, seine Mundwinkel.

„Ich glaube, die Herren kennen sich schon,“ sagte Froberg mit scharfer Betonung und einem befehlenden Blick auf seinen Sohn.

„Wir trafen einander gestern Abend im „Russischen Hof“, erwiderte Friedrich mit erheuchelter Unbefangenheit, „ich wollte nicht glauben, daß dieser Herr wirklich mit uns verwandt sei. Du hattest nie etwas von einem Verwandten in Amerika erwähnt.“

„Weil ich selbst nicht mehr an ihn dachte,“ sagte der alte Herr.

„Da hören Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sagte,“ wandte Friedrich sich mit einem gezwungenen Lächeln zu Alfred; „an dem Mißverständniß und der dadurch hervorgerufenen unangenehmen Scene trägt mein Vater wohl die größere Schuld. Also verzeihen Sie mir, wenn ich vielleicht ein Wort gesprochen haben sollte, welches Sie beleidigte; eine Beleidigung lag nicht in meiner Absicht.“

Friedrich hielt dem jungen Mann die Hand hin und Alfred legte seine Hand hinein, obgleich er in dem glühenden Augen seines Gegners las, daß ihm nur eine Maske gezeigt wurde. Bei dieser scheinbaren Ausöhnung blieb es, Friedrich wechselte noch einige höfliche Worte mit dem Gaste seines Vaters und ließ dann sein Pferd satteln unter dem Vorwande, daß er in der Stadt noch einige Angelegenheiten ordnen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

15

Im Irrenhause.

Roman von Oswald August König
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Er trat mit ihm ans Fenster und machte seinen Gast auf die prächtige Aussicht aufmerksam, die in der That entzückend schön war. Keine weite Fernsicht, sondern ein kleines, abgeschlossenes Bild, eine Idylle von poetischer Schönheit. Hier konnte man sitzen und träumen, den Blick auf die herrlichen Gärten mit ihren dunklen Baumgruppen und den Marmorstatuen, auf die grünen Wiesen mit dem silberhellen Bach und den Wald mit den majestätischen Wipfeln gerichtet, man konnte diese Auen bevölkern mit den Gebilden der Phantasie und dieses kleine Fleckchen Erde zu einem Paradiese umwandeln, über dem die Engel des Friedens und der Liebe schwebten.

Alfred trat vom Fenster zurück; es war ruhiger geworden in seinem Innern, mit stiller Wehmuth gedachte er des so früh verbliebenen Vaters, dessen Blick niemals auf ihm geruht hatte.

Wie oft mochte er hier gestanden haben, von dem Glück der Liebe träumend und herrliche Luftschlösser bauend, die das unerbittliche Schicksal in einer einzigen Minute wie leichte Kartenhäuser zertrümmerte.

Er folgte dem alten Herrn, sie verließen das Gemach und traten kurz darauf in das Familienzimmer.

Der erste Blick Alfred's fiel auf Hulda; er sah die schönen, tiefblauen Augen fragend auf sich gerichtet; verwirrt senkte er die Wimpern und eine glühende Röthe übergoß seine Wangen.

Eine so blendende und daneben anmuthige Schönheit war ihm in solcher Vollenbung noch nicht begegnet.

„Meine Gemahlin, meine Tochter — Herr Alfred Froberg aus Südamerika!“ sagte der alte Herr. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

Der junge Mann verbeugte sich vor den Damen, er

